

Die Verkümmernng der Worte

Autor(en): **Koelsch, Adolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748390>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE VERKÜMMERUNG DER WORTE

Einst trat jedes Wort in unser Leben ein, frisch, wie eben erst aus der Schöpferhand Gottes hervorgegangen. Es gesellte sich zu den andern Dingen der Welt und trug zu unserer Vervollkommnung bei, indem es dem Geiste Wind in die Segel warf und uns mit einem Kompass versah, nach welchem wir steuern konnten. „Himmel“ ... sagte jemand und wies nach oben: das war, wie wenn tausend verwirrende Einzelheiten, die uns nicht zu einem Bilde hatten gelangen lassen, hinweggetilgt würden und hinter ihnen plötzlich das Wesen einer Erscheinung, das Ganze, die Einheit, zum Vorschein kam. „Baum“ sagte jemand: ... und es erhob sich ein Geist in uns wie ein Windesbrausen, er wehte zusammen, was zusammen gehörte, und sonderte ab, was von Bäumen verschieden war. So wurden Worte Träger des Lebens, das uns berührte, und zugleich mit ihrem Erscheinen erhob sich ein Wert. Wir setzten aus Worten die Welt zusammen, und die Welt wurde in dem Maß unser Eigentum und Besitz, als wir Worte erfanden, die sie interpretierten.

Aber das Wort blieb in dem Rang nicht stehen, in den wir es eingesetzt. Es begann sich zu dehnen, zu blähen, zu dampfen, sozusagen in einen andern Aggregatzustand überzugehen. Es begann ausschweifend zu werden und die Grenzen aller Erfahrung zu überschreiten. Bedenkt doch bloß, was sich mit der Zeit in dem einen Wort „Baum“ alles zu spiegeln begann! Ursprünglich hatte das Wort sich nur auf Gebilde bezogen, die wir aus persönlichem Umgang gut kannten; sie standen im Garten und sie standen am Weg, der in die Felder führte; sie waren so hoch und so dick, waren grün oder kahl, benadelt oder belaubt, trugen Kirschen, Nüsse oder nur Zapfen. Jetzt riss das Wort Baum, das mit seinem Gesicht frontal der Wirklichkeit zugewandt war, an der es sich geformt und gefestigt hatte, mit einem Mal aus. Oder sahen wir uns eines Tages nicht vor die vollendete Tatsache hingestellt, dass auch der Baum der Erinnerung und der Geschichte, ja der überhaupt niemals gewesene und niemals seiende, der nur gedachte und geträumte, erstunkene und erlogene Baum als Baum von uns anerkannt wurde? Und begannen wir uns nicht mit diesen Wucherungen der Einbildungskraft genau so in Beziehung zu setzen und abzugeben, wie mit wirklichen Bäumen? Verführte uns nicht das Wort als solches dazu, weil es selbst in unserer Mitte das Leben eines Wirklichkeitsgebildes gewann und als solches besessen war von dem Drang, selbst neues Leben zu zeugen? Ließen wir uns durch das Wort, das wir hatten, nicht dazu verleiten, auch die Vorstellung der früheren und der künftigen Bäume, der möglichen Bäume und der möglichen Himmel zu bilden? Ließen wir uns nicht dazu verführen, den wirklich vorhandenen Bäumen und dem wirklich sichtbaren Himmel noch „die Idee“ des Baumes und „die Idee“ des Himmels hinzuzutun? Schritten wir im Spekulieren nicht fort bis zum „Baum an sich“ und zum „Himmel an sich“, jenen Ausschweifungen der Phantasie, von denen wir sagten, dass sie auch dann existierten, wenn kein Mensch da ist, der sie sich vorstellt? ... Alle diese Wege sind Menschen gegangen. Aber indem sie daran ihr Ergötzen fanden, rückte das Wort in immer weiteren Abstand zu der Lebendigkeit, die es bezeichnen wollte und ehemals auch bezeichnet hat. Es gewann an Inhalt, aber es verlor an Körper und setzte doch zu an Gewicht.

An allem dem ist nichts zu bedauern. Im Gegenteil. Das Wort wuchs dadurch erst in den Mannesrock. Es belud sich mit Flammen und wurde dadurch zum Vogel Phönix der Geistigkeit. Es begann mit Träumen schwanger

zu gehen und aus den Träumen entstand für den Menschen die Verlockung zur Tat, die Begierde, zu wagen. Am Worte wuchs er empor wie eine Ranke und trieb Sprosse nach neuen Seiten; mit Worten schob er sich und andern neue Aufgaben zu. Und schließlich lernte er das einfältige Wort gerade darum lieben und hegen, weil es so vielerlei Seelen haben und so verschiedene Distanzen zur Wirklichkeit annehmen kann. Ich kann das Wort an die Wirklichkeit so nahe herankommen lassen, als mir behagt; ich kann es so weit entschweben lassen, als mir beliebt. Und so kreise ich mit den Worten über den Dingen selbst hin durch den Raum und die Zeit, bin wie ein Segler der Lüfte, der die Erde bald sucht und sich bald von ihr wegschraubt.

Ein anderer Prozess aber kann mit Grauen erfüllen; ich meine den Versuch, das Wort in seinem Schwebflug irgendwo aufzuhalten und zu bestimmen, dass es fortan, sobald es angewandt wird, nur noch den einen Sinn und den einen Inhalt, also auch nur noch die und die Seele besitzen solle. In den Wissenschaften ist dieses Verfahren gebräuchlich und vielleicht nicht zu umgehen. Denn die Wissenschaft geht darauf aus, das Denken an gewissen Fixpunkten festzunageln. Sie muss zu diesem Zweck dem Worte die Flügel stutzen, muss aus ihm ein Schneckenhaus machen, in das sie den Geist sicher einsperren kann: bis er sich selber aufgibt und eines Tages nichts mehr vorhanden ist als das Häuschen Wie gesagt, man kennt dieses Verhängnis und dass Worte sterben, weil sie an nichts mehr erinnern, oder weil das, was sie meinen, längst abgedorrt ist. Was aber soll man sagen, wenn auch Philosophen und Dichter von dem Eifer des Wissenschaftlers besessen werden? Wenn sie nicht mehr versuchen, das Wort meisterhaft zu vollenden und auszubauen, so dass es dem Geist neue Brücken ins Unbekannte und erst noch zu Wollende schlägt, sondern ihm seine Nüancen und hundert Achsenrichtungen nehmen, um einer vor allen andern den Vorrang zu geben? Wenn sie es ausweiden zum . . . Modeschlagwort?

Nun, dann wird das Wort, das frei war und allen gehörte, zum Eigentum einer Partei, einer Kaste; dann gelangt es an die Schwelle des Greisenalters und des Verfalls. Denn was ist das uniformierte Wort noch viel wert, das *zu* klare und *zu* deutliche Wort, das Wort mit nur einer Zunge? — Es ist nicht mehr fähig, neue Wahrheiten aufzunehmen und fortzupflanzen, weil es von einer bestimmten Wahrheit besessen ist. Es isoliert den Geist bei einer Geste, den Menschen bei einem Gedanken, das Suchen bei einer Deutung und den Willen bei einem Ziel. Es isoliert Klassen, Stände und Völker bei dieser einen Geste und bei diesem einen Ziel, bindet ihren Redestrom an die Phrase und ihr Herz an den Kultus der Phrase. Und eines Tages ist das Volk ausgeschieden aus der Gesellschaft derer, denen der Geist noch etwas kann und sie selber dem Geist etwas können. Es ist an seiner eigenen Sprache verdummt.

Darum soll man misstrauisch sein gegen die, die dem Worte die Flügel stutzen und die Zungen ausreißen wollen. Denn zugleich mit dem Wort erstarrt in der endlichen Ausdeutung auch das Sein; mit dem Leben der Worte erlöschen zugleich die Flammen, deren Träger die Worte gewesen sind.

RÜSCHLIKON

ADOLF KOELSCH